

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Rhoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro 12.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

December 1887.

Inhalt: Zum Priesterjubiläum Papst Leo's XIII. — Jüdische Baubauwerke. (Schluß.) — Borneo. (Schluß.) — Ein Ausflug in das Gebiet der Subsonsbai. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Westafrika; Britisch-Nordamerika. — Für Missionszwecke. — Danksgiving und Bitte.

### Zum Priester-Jubiläum

## Seiner Heiligkeit Papst Leo's XIII.

Sern von der Erde meerumrauschten Grenzen  
Tönt heut gen Rom ein mächt'ger Jubelruf,  
Froh all die Heiligthümer sich bekränzen,  
Die dulndend, sterbend treue Liebe schuf,  
In Freud' und Lust Millionen Augen glänzen;  
Des höchsten Priesters hehrer Weltberuf  
Strahlt wie ein Stern am dunkeln Firmamente,  
Erfüllt als Lied die fernsten Continente.

Das Opfer, das seit fünfzig langen Jahren  
Von Tag zu Tag gebracht der hehre Greis,  
Vereint heut unzählbare Völkerschaaen,  
Versammelt heut den ganzen Erdenkreis,  
Zu danken für den Schutz, den wunderbaren,  
Christus zu singen freudig Lob und Preis,  
Der seines Stellvertreters Amt und Leben  
Im schwersten Kampf mit Heil und Sieg umgeben.



An der Hebriden düstern Felsenstrande,  
 Wo einst verfolgt, geheiztem Wilde gleich,  
 Der Glaubensbote irrte durch die Lande,  
 Hat Leo neu gebaut des Glaubens Reich,  
 Der gottgesetzten Ordnung heil'ge Bande,  
 Der Kirche Walten, süß und segensreich;  
 Aus Klöstern, drin Columba's Erben wohnen,  
 Zieh'n muth'ge Boten aus nach fernen Zonen.

Vom Himalaja bis zu Ceylons Hainen  
 Wirkt Leo's Hand dieselbe große That:  
 Von nah und fern Getrennte sich vereinen,  
 Das weite Reich lenkt ein Episkopat,  
 Der der Apostel Glauben nennt den seinen,  
 Gesandt, geweiht, nach der Apostel Rath,  
 Getrennt von Rom um Tausende von Stunden,  
 Auf's engste doch mit Petri Stuhl verbunden.

Europa will des Papstes Wort nicht lauschen —  
 Wohlan! Es lauscht ihm eine neue Welt!  
 Peking und Sidney mit ihm Grüße tauschen,  
 Als Vater gilt er in des Indiers Zelt,  
 Des Weltmeers Wogen seinen Namen rauschen,  
 Und kein Gebirg sein Machtwort innehält;  
 Er ruft Amerika's, Australiens Söhne,  
 Daß mit dem röm'schen Purpur er sie kröne.

Da staunt die alte Welt, die glaubenslose,  
 Da denkt sie einer schönern, sel'gen Zeit,  
 Da segnend noch das Licht der Himmelsrose  
 Umfing zum Völkerbund die Christenheit:  
 Als Schiedsherrn ruft sie in des Sturms Getose  
 Den Priestergeis, zu schlichten ihren Streit.  
 Er spricht sein Wort — es lautet: Frieden, Segen!  
 Und freudvoll tönt ihm Dankesgruß entgegen.

Wohl dröhnt noch alten Hasses dumpfes Rollen,  
 In Waffen starret bange Land an Land,  
 Des Vaters Arm, den milden, segensvollen,  
 Stößt noch von sich manch undankbare Hand.  
 Doch unbesiegt trotzt er der Feinde Grollen,  
 Als Priester steht er heut im festgewand,  
 Und hält in treuem, liebendem Verlangen  
 Die ganze Welt in seinem Herz umfassen.

Erfülle, Herr! des Vaters heißes flehen,  
 Laß ihn den Frieden, drum er bittet, schau'n;  
 Laß frei und frank des Glaubens Banner wehen,  
 Erblühen Lieb' und freudiges Vertrau'n,  
 Vom Tod zum Leben alles auferstehen,  
 Die Kirche segnend zieh'n durch alle Gau'n  
 Und in dem Namen des Dreiein'gen spenden  
 Der Gnade Schatz mit unerschöpften Händen!





## Indische Baudentmäler.

(Schluß.)

## 8. Heilige Gewässer.

**S**chwerlich bietet Indien etwas Schöneres, als den Anblick seiner heiligen Teiche und Seen. Sie sind von Dämmen, weiten Gebäulichkeiten oder ausgedehnten Säulengängen umgeben. Hoch ragen die Thürme des Tempels auf; schattige Anlagen bieten rings umher Kühlung, und im Hintergrunde erhebt sich oft das Haupt riesiger Felsengebirge. Am höchsten wird der See von Puschar gepriesen. Seinen Namen ver-

bankt er der Lotusblüte. Die Sage erzählt, der Gott Brahma habe eine solche Blume auf die Erde fallen lassen. Als sie auf dem Erdboden ankam, entsprangen unter ihr drei reine Quellen. Eine Sanddüne der bis in die Nähe aufsteigenden Wüste Thar bildete einen Damm, Berge erhoben sich an den Seiten, und so wuchsen die Quellen zum See. Brahma versprach Verzeihung der Sünden allen, die sich vom ersten Tage des achten Monates bis zum Eintritt des Vollmondes in seinen Fluten waschen würden. Endlose Pilgerzüge eilten herbei, und



Gwalior-Tempel am See Puschar in Radschputana.

fünf Haupttempel erhoben sich neben zahlreichen Palästen und Prachthäusern, welche den See umkränzen.

Die Hauptfeier vollzieht sich bei Tagesanbruch. Ehe die Sonne erscheint, sammeln sich die Indier am Ufer. Werden die Bergspitzen von dem aufsteigenden Licht vergolbet, dann drängen sich die Schaaren die marmornen Treppen hinab ins helle Wasser. Alle Augen sind nach Osten gewandt. Sie folgen den Sonnenstrahlen, die an den Bergeshöhen herabsteigen von Zacke zu Zacke und sich den reich vergoldeten Tempelspitzen nahen. Die marmornen Thürme glitzern und glühen im Widerschein des jungen Tages. Endlich trifft die Feuerkugel, welche langsam am Horizonte heraufsteigt, den Blick der Harrenden. Die Tempeldiener schöpfen Wasser in ihre hohle

Hand, werfen es der Sonne zum Gruß und Opfer entgegen, gießen Wasser nach den drei anderen Weltgegenden aus und besprengen die Pilger. Wer nicht schon am Morgen zugegen sein kann, läßt die Ceremonie am Tage an sich vollziehen. Ja die Feier dauert bis in die Nacht hinein und setzt sich besonders beim Mondlicht fort, bis der kommende Tag sie erneut.

Nach der Besprengung schwimmen die Pilger im Wasser herum und freuen sich seiner erquickenden Kühle. In den Seen leben freilich Alligatoren. Sie werden durch das Geräusch erschreckt, fliehen weit weg und öffnen drohend ihren Rachen gegen jene, die sich zu weit vor wagen und sich vom lärmenden Haufen entfernen.

Tief ruht das Gefühl der Schuld im Menschenherzen. Aller-



orts sucht es nach Mitteln, durch die es reingewaschen werde von seinen Sünden! Unglückliche Menschen, die zu Mitteln greifen, welche wirkungslos bleiben müssen, und die das Bad der Wiedergeburt nicht kennen, dem Christus die Kraft seines Blutes verliert.

### 9. Mohammedanische Bauten.

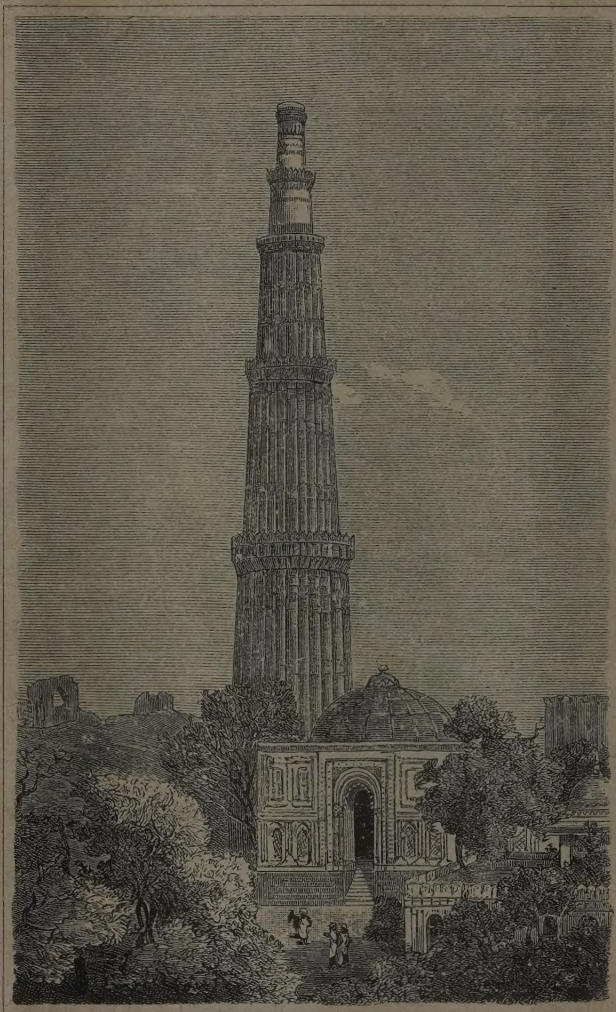
Schon im 7. Jahrhundert begannen die Eroberungszüge der Araber nach Indien. Die Afghanen traten zum Islam über und setzten die Kriege fort. Das Glück wechselte, oft trieben indische Fürsten die Angreifer zurück, aber sie unterlagen zuletzt. Sultan Kutab, 1206—1210, verlegte seine Residenz nach Dehli und erbaute dort den Kutab-Minar im Stile seiner Glaubensgenossen. Der Bau ist einer der höchsten freistehenden Thürme der Erde. Sein Durchmesser beträgt am Fuße 13, oben 2,9 m. Die Höhe steigt bis zu 72 m hinauf, erreicht also doch nicht einmal die Hälfte der 160 m über der Straße aufsteigenden Thürme des Domes zu Köln. Die drei unteren Stockwerke sind aus rothem Sandstein, die beiden obersten aus weißem Marmor. (Vgl. das nebenstehende Bild.) Von der Spitze dieses Thurmes rief ein Diener des Propheten die Moslems zum Gebete und bezeugte dadurch den Sieg seines Volkes über die Einwohner Indiens. Die kleine Moschee am Fuße des Riesenthurmes verschwindet, wenn man sie mit der ebenfalls zu Dehli befindlichen Djumna-Mosjid vergleicht, die auf einem hohen Felsen liegt, zu dem man auf einer Treppe von 40 Stufen hinaufsteigt. Ihre drei Kuppeln sind aus weißem Marmor und mit Verzierungen aus vergoldeter Bronze geschmückt. In der Mitte der Fassade öffnet sich eine hohe Eingangshalle, an den Enden steigen schlanke Minarets auf. (Vgl. das Bild Seite 252.) Man wird zum Lachen gereizt, wenn die Muselmänner als Hauptvorzug dieses Baues rühmen, daß er ein Haar aus dem Barte des Propheten berge.

Nicht weit von Dehli liegt Agra. Dort regierten im 17. Jahrhundert die Mogul = Kaiser. Eine Reihe mit aller Pracht der arabischen Kunst verzierter Mausoleen und Moscheen erinnert noch heute an den Reichthum dieser Herrscher, deren Einkünfte im Anfange des genannten Jahrhunderts

800 Millionen, am Ende gar 1700 Millionen Mark betrugen. Im Jahre 1629 begann Kaiser Dschehan seiner Gemahlin Muntaz Mahal ein Grabdenkmal zu erbauen, das alles Dagewesene übertreffen sollte. Jsa Mohammed Effendi wurde aus Constantinopel berufen, den Bau zu leiten. Er stellte ihn auf einen Unterbau aus rothem Sandstein, dem er 65 m im Geviert gab und in dessen Ecken er vier Minarets aufwachsen ließ. Jede Seite des Mausoleums erhielt ein hohes Mitteltor, die Ecken des quadratisch angelegten Baues wurden abgetanzt, so daß der Grundriß ein unregelmäßiges Achteck bildet. Zwischen je zwei Mitteltoren ist die Wand durch drei Paare übereinanderstehender Nischen gegliedert und dann von oben bis unten mit zahllosen Verzierungen übersät. Beseht die Sonne das aus dem feinsten weißen Marmor aufgeschichtete Wunderwerk, so kann das Auge den Anblick nicht ertragen, besiegt muß es sich senken. Zur Seite stehen zwei Moscheen aus rothem Stein mit weißen Kuppeln, die an sich groß und schön sind, hier aber fast verschwinden und nur die Pracht und Majestät des Hauptbaues hervorheben. (Vergl. das Bild S. 205 Jahrg. 1875.)

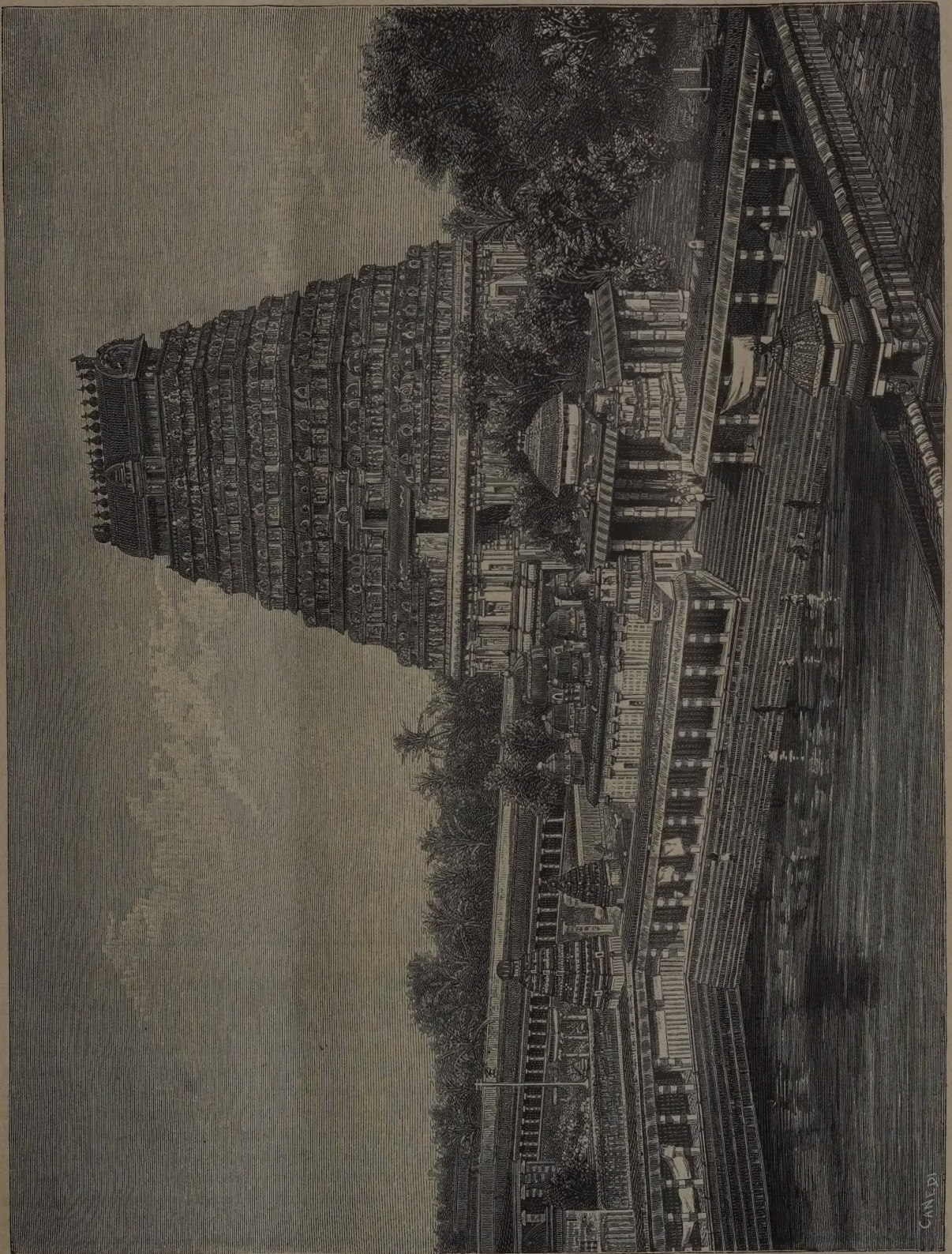
Der Halbmond, welcher sich über der großen Kuppel erhebt, liegt an 85 m hoch. Das Innere ist so ausgedehnt, daß eine Kirche in ihm Platz finden würde. Die beiden Marmordenkmäler des Kaisers und seiner Gemahlin stehen unter der mittleren Kuppel, sind mit Edelsteinen besetzt und von einem 2 m hohen, durchbrochen gearbeiteten Marmorgitter umgeben. Jene wundervollen Verzierungen, die den unvergänglichen Ruhm der arabischen Kunst begründet haben, füllen die Wandflächen.

Daß ein solches Prachtwerk die bewegliche Phantasie der Indier mächtig anregen mußte, liegt auf der Hand. Ihr Tempel des Rama zu Putschkar ist darum von arabischen Einflüssen vollständig beherrscht. Unser Bild zeigt sein thurmreiches Aeußere, und beweist, wie wenig ihm von dem Charakter der in den vorhergehenden Abbildungen gebrachten echt indischen Bauten geblieben ist. Der große Thurm über dem Thoreingang hat noch am meisten von der heimischen Baukunst bewahrt, ist aber so leicht und consequent gegliedert, daß auch er laut für den Einfluß der scharf rechnenden Araber zeugt.



Thurm von Kutab bei Dehli.





Tempelreich zu Shivaagunga.



So vermischen sich auch in ihren Werken die Völker im Laufe der Jahrhunderte. Der Weltverkehr bringt die Nationen näher und verbindet sie untereinander. Möchte er so die wahre Ein-

heit vorbereiten, die nur in der Kirche zu finden ist, deren Mittelpunkt und Kraft der eine wahre Gott und sein menschgewordener Sohn bildet.

## Borneo.

### Christianisierung. (Schluß.)

Gleich der Beginn des folgenden Jahres 1883 brachte einen tüchtigen Schritt vorwärts. Der Apostolische Präfect schreibt darüber das Folgende: „Schon länger drängten mich die Missionäre im Nyang-Gebiet, eine größere Schule für Dajak-Knaben einzurichten. Ich besprach die Sache mit dem Radscha

von Sarawak (dem Engländer Brooks) und bat um die Unterstützung seiner Regierung. Er versprach mir 1000 Mark einmaligen Zuschuß und weitere 800 Mark jährlichen Beitrag, unter der Bedingung, daß die Schule in Kanowit errichtet werde. Dieselbe Spende läßt er der protestantischen Schule zukommen. Daraufhin unternahm ich selbst die Reise in das Nyang-Gebiet. In Sibü traf ich glücklicherweise mit P. Dunn



und P. Keizer zusammen, die auf dem Wege nach Kuching waren. P. Keizer ließ ich seine Reise fortsetzen, P. Dunn behielt ich bei mir, weil ich selbst der Dajak-Sprache nicht mächtig bin. Nach zwei Tagen angestrengten Ruderns die Stromschnellen des Nyang hinauf erreichten wir Kanowit. Von hier aus machte ich einen mehrwöchentlichen Ausflug in die Flußthäler des Ragolon, Wat und Seriki. An letzterem Orte trafen wir die Bewohner an den Vorbereitungen zu einem großen Feste. Unter anderem hatten sie 300 Hähne zusammengebracht, die in den folgenden Tagen miteinander kämpfen sollten. Diese Kampfhähne waren in demselben Hause mit uns beherbergt, und so ist es erklärlich, daß wir des Morgens nie eines Weckers bedurften. Die guten Leute wollten uns durchaus für die Festlichkeiten bei sich behalten; allein da ich in Erfahrung gebracht

hatte, daß verschiedene Geisterbeschwörungen in das Festprogramm mit aufgenommen waren, glaubte ich die Einladung ablehnen zu müssen. Je mehr ich von den Dajaks zu sehen bekam, um so mehr fand ich mich in meiner frühern Ansicht über sie bestätigt, daß sie nämlich höchst geeignet sind, das Christenthum anzunehmen, aber nach langer Vorbereitung. Doch kommen wir auf das Schulproject zurück. Die Hilfe des Radscha ist also an die Bedingung geknüpft, daß die Schule in Kanowit gebaut werde. Ich meinerseits kann ohne diese Hilfe nichts machen; andererseits aber bin ich unfähig, die Schule aufrecht zu halten, wenn nicht neue Missionäre aus Mill Hill eintreffen. P. Keizer soll die Oberleitung derselben übernehmen, unter ihm werden Laienbrüder als Lehrer stehen. Die Schule selbst soll zunächst eine Tagesschule werden für



die Kinder aus der unmittelbaren Umgebung; doch liegt es auch in unserem Plane, möglichst viele Knaben in einer Art Pensionat unterzubringen; aus diesen würde ich dann im Laufe der Zeit die tauglichsten auswählen, um sie mit Gottes Gnade auf das Priestertum vorzubereiten.

„Setzt noch einige Prüfungen und Unglücksfälle. Die PP. Dunn und Keizer wurden in Kapit von Räubern vollständig ausgeplündert. P. Bundleiter schreibt mir aus dem Papargebiet Folgendes: „Eine fürchterliche Wasserflut hat uns heimgesucht; fast alle Häuser sind weggeschwemmt, oder doch völlig unbewohnbar geworden. Von meinem Hause ist keine Spur mehr zu sehen, alles habe ich verloren; Ketch, Kleider, Bücher u. s. w. sind fort. Für lange Zeit also kann ich weder die heilige Messe lesen, noch das Brevier beten. Der Name

des Herrn sei gepriesen.“ Ich selbst“, so berichtet P. Jackson, bin schon seit einem Monat eine Art Gefangener, da ich wegen geschwollener und eiternder Füße kaum mehr gehen kann. Einen großen Trost hatten wir aber doch: die Char- und Osterwoche wurde so feierlich begangen, wie es wohl noch niemals in Kuching vorgekommen ist. Während des Hochamtes am Ostersonntag empfingen ungefähr 20 Katholiken die heilige Communion; nachmittags war Segen. Hier in Kuching arbeiten wir hauptsächlich unter den zahlreichen Chinesen; der Erfolg ist gut. Hätten wir nur mehr Katechisten! Kein Chinese wird getauft, der nicht sechs Monate ununterbrochen dem Unterricht beigewohnt hat.“

Schon mehrfach haben wir in unserer Darstellung des Papargebietes in Nord-Borneo erwähnt; begleiten wir jetzt



den Apostolischen Präfecten auf einer Reise nach diesem nördlichsten Theile seines weiten Districtes:

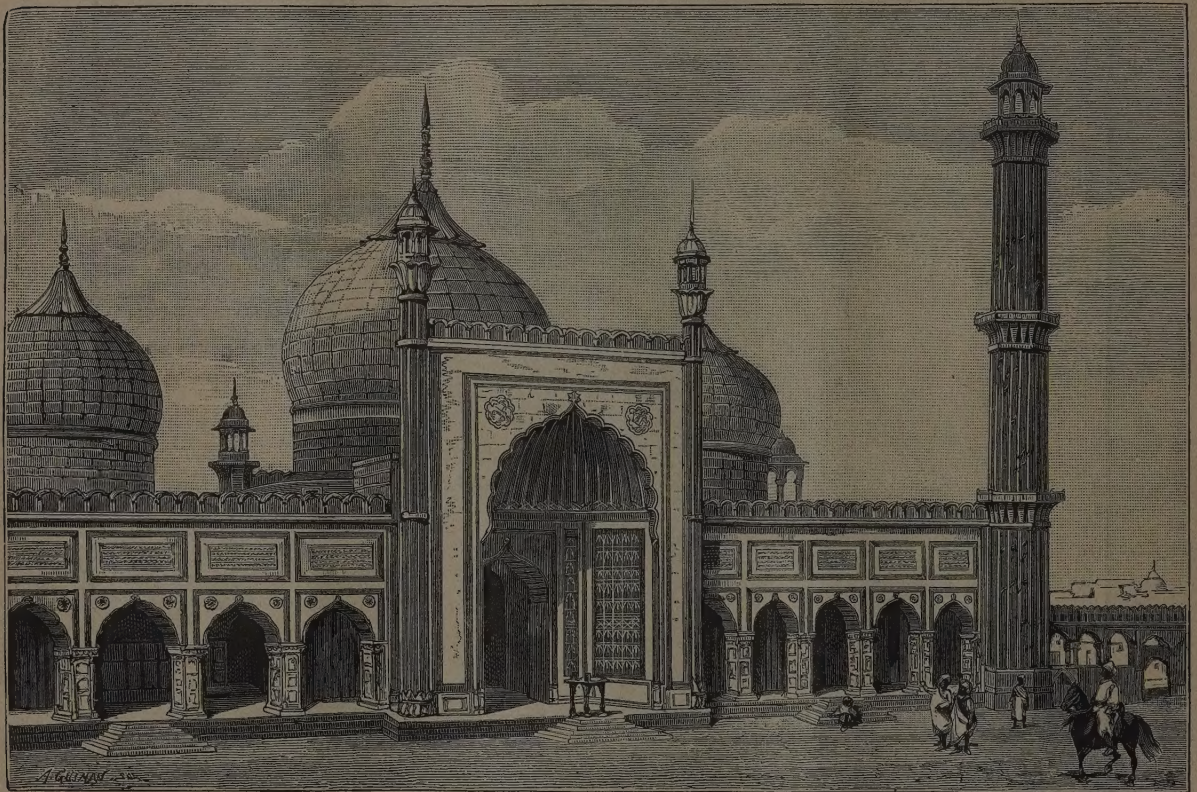
„Ich verließ Labuan am 4. December. Da das Schiff, welches ich benutzte, nicht in Abaie anlegen konnte, mußten wir das Nordcap von Borneo umsegeln und konnten erst in Kudat in der Bucht von Maloodas ans Land gehen. Auf unserem Wege von dort ins Innere machten wir in Giza Halt. Dieser Ort ist auf der Karte von Don Cuartero als Missionsstation bezeichnet, aber nicht einmal die Ueberbleibsel einer frühern Niederlassung sind zu erkennen, alles ist verschwunden. Abaie erreichte ich am 7. December. Gerne wäre ich gleich ins Gebirge aufgebrochen; allein ein Geschwür zwang mich, einige Tage zu rasten. Meine Führer auf dem Marsche, den ich dann antrat, waren ein Dusan und ein Malaie, der etwas

Englisch versteht. Der Weg, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann, war äußerst beschwerlich, zumal in den Thälern. Hier mußten wir oft knietief durch Schlamm und Wasser waten, oder uns durch manns Hohes Gras durcharbeiten. Als wir endlich unsern Bestimmungsort erreichten, wurde ich gleich zum Hause der Hauptperson des Stammes geführt, einer alten Frau mit Namen Dintas. Wie sie zu der Ehre kam, Häuptling zu sein, ist mir unbekannt geblieben. Ihr Mann lebt noch, hat aber unter seinen Stammesgenossen gar keine Bedeutung. Der nächste im Rang nach Dintas ist Sa Raman, ein alter Mann. Als wir bei Dintas' Behausung ankamen, hörten wir, sie selbst und ihre ganze Familie sei unten im Thal in der Reisplanzung. Ihr Palast ist aus Bambusstäben und Palmblättern erbaut, hat 60 Fuß in der Länge und



30 in der Breite, und theilt sich in zwei große Räume. Den einen erhielt ich zur Wohnung angewiesen, der andere enthält sieben Verschläge, die europäischen Hundeställen sehr ähnlich sehen; jeder dieser Verschläge dient je einer Familie als Haus. Das Ganze ist ungefähr 20 Fuß über dem Erdboden; als Leiter dient ein Baumstamm mit einigen großen Kerben als Staffeln. Eben hatte ich mich in meinem Zimmer etwas umgesehen, als Dintas in höchst eleganter Person erschien. Ueber meine Ankunft schien sie sehr erfreut, und nachdem sie mich eingeladen, auf ihrer besten Matte Platz zu nehmen, forschte sie mich sehr wißbegierig aus über den Grund meines Besuches. Als mein Dolmetsch ihr meine Absichten etwas auseinander gesetzt hatte, brückte sie ihre Befriedigung aus und versprach mir, am Abend Sa Raman und die übrigen angesehenen

Männer zusammenzurufen, um die Angelegenheit zu berathen. Unterdessen war es dämmerig geworden; Dintas' Töchter und Söhne stellten sich nach und nach ein und begannen ihr Abendessen, bestehend aus abgekochtem Reis, zu verzehren. Alle rauchten oder kauten Tabak. Die Männer waren mit einer Art Kittel und Hosen bekleidet, jeder hatte Schwert und Lanze neben sich. Während der Feldarbeit haben auch die Weiber so etwas Ähnliches, wie einen Kittel. Ihr Schmuck besteht aus großen Kupferringen an den Fuß- und Handgelenken, außerdem noch aus ungeheuern Ohrringen. Die Löcher, welche diese Ringe in den Ohren machen, sind sehr groß, und ich bemerkte, daß einige alte Frauen diese Löcher sehr praktisch ausnützten, indem sie Cigarren hineinsteckten, um dieselben stets bei der Hand zu haben. Schuhe kennen sie nicht. Raum war



Die Djumah-Musjid-Moschee in Delhi.

das Abendessen vorüber, als Sa Raman mit großer Begleitung eintrat. Alle setzten sich in weitem Bogen um mich herum und betrachteten mich mit größter Aufmerksamkeit. Allmählich gingen die Feuer, über welchen der Reis gekocht worden war, aus, und da kein anderes Licht mehr vorhanden war als das Glimmen der Cigarren und Pfeifen, so zündete ich eine Talgkerze an. Dies setzte sie in das größte Erstaunen; einige alte Männer fingen vorsichtig den herabträufelnden Talg auf und wickelten ihn sorgfältig in Blätter ein. Uebrigens waren sie froh, beim Kerzenlicht mich und meine Habseligkeiten besser durchmustern zu können. Besonders mein Brevier, mein Hut und meine Schuhe wurden der genauesten Prüfung unterzogen, so zwar, daß ich wirklich fürchtete, es werde alles in Stücke gehen.

Endlich schien es mir aber doch an der Zeit, die Unterhandlung zu beginnen, und so beauftragte ich denn den Dolmetsch, ihnen kurz und bündig den Zweck meines Kommens auseinander zu setzen. Das hatte aber seine großen Schwierigkeiten, da sie von einem Priestertum und priesterlichen Wirken in unserem Sinn gar keine Ahnung haben. Schließlich mußte ich mich damit begnügen, ihnen sagen zu lassen, daß ich in Europa von den Dufans gehört hätte und bloß ihretwegen hierher gekommen sei. Ich sei kein Kaufmann, sondern wolle nur unter ihnen wohnen, um sie und ihre Kinder nützliche Dinge zu lehren, besonders auch, um ihnen eine bessere Kenntniß des höchsten Wesens beizubringen. Die Wirkung dieser Worte war nicht sehr ermutigend. Mehrere alte Leute schauten mich zweifelhaft an



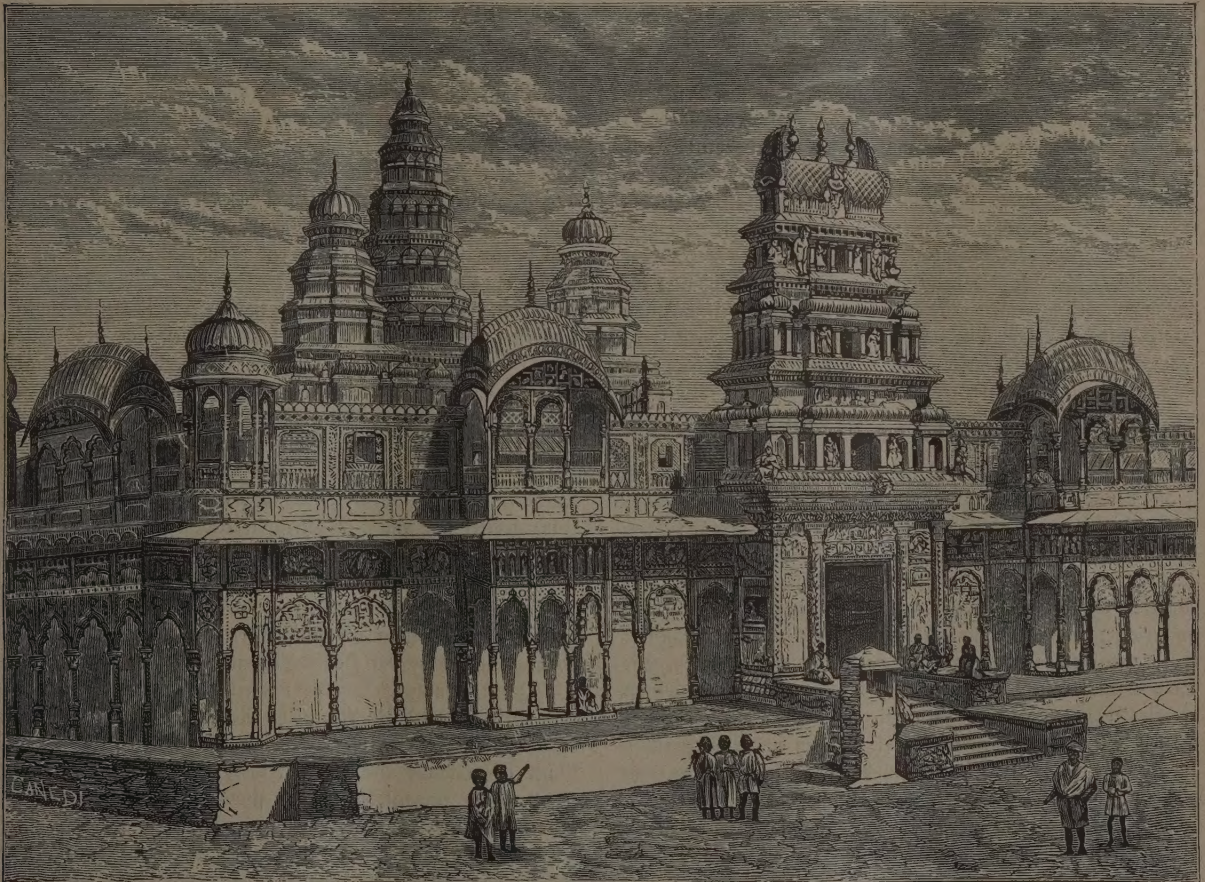
und schüttelten bedenklich mit dem Kopf. Dann begann das Ausfragen: ob ich Mohammedaner sei; ob ich ihnen erlauben werde, Schweinefleisch zu essen und 'Loddy' zu trinken; warum ich nicht wie die übrigen Weißen gekleidet sei; ob ich meine Frau mitbringen werde oder eine aus ihrem Stamme nehmen wolle. Nach Beantwortung dieser Fragen begannen sie unter sich zu berathen, und das Ergebnis war, daß sie sich drei Tage Bedenkzeit ausbaten. Ich dankte ihnen für diesen Bescheid, und da ich selbst nicht so lange bleiben konnte, ersuchte ich sie, mir nach Nado Nachricht zukommen zu lassen. Diese Nachricht, welche Dintas selbst hoch zu Büffel überbrachte, fiel günstig aus, und so hatte ich durch Gottes Gnade den Zweck

meiner Reise erreicht." Wie wir schon früher gesehen, wurde P. Kilty mit dieser Mission unter den Dufans betraut.

Da wir jetzt alle Missionsstationen auf der großen Insel kennen gelernt haben, so ist hier der Platz für eine gebrängte Uebersicht der Arbeitskräfte und der Erfolge bis zum Jahre 1884.

1. Kuching. Dort befanden sich zwei Priester, je ein chinesischer Katechist und Schullehrer. 80 Katholiken, meistens Chinesen, bildeten die Gemeinde; 20 junge Chinesen kamen zur Schule. Einer der Priester besuchte die in der Nähe wohnenden Dajak-Stämme.

2. Kanowit. Zwei Priester wohnten in einem elenden Schuppen, der zu gleicher Zeit Kirche und Schule ist; 10 junge



Rama's Tempel beim See Buschar.

Dajaks besuchten diese Schule; 54 Sterbenden wurde die heilige Taufe gespendet.

3. Sandakan. Hier waren zwei Priester und ein chinesischer Katechist thätig. Die Stadt, eine der gesündesten auf ganz Borneo, zählt über 4000 Einwohner, meistens Chinesen.

Kleinere Stationen oder vorübergehende Niederlassungen waren dann noch in Serik, Kapit, Sibü, Labuan und Papar.

Wie stand es aber unterdessen mit dem Plane, den wir oben erwähnten, in Kanowit eine größere Schule zu erbauen? Dieser Plan war, dank der Geldhilfe des Radscha, im Sommer 1883 zur Ausführung gekommen. Sechs chinesische Zimmerleute aus Kuching hatten Wohnhaus, Schule und Kapelle,

alles unter Einem Dache, aufgeführt. Die Schule stand also; aber wo waren die Schüler? Diese zu bekommen, hatte seine Schwierigkeiten. Infolge der Gewohnheit der Dajaks, fortwährend die Wohnsitze zu wechseln, befand sich zur Zeit, als die Schule fertig wurde, die nächste Dajakhütte zwei Tagesreisen entfernt. Da blieb nichts anderes übrig, als daß einer der Missionäre sich auf den Weg machte, um in den einzelnen Familien nachzufragen, ob die Eltern nicht bereit wären, mehrere Knaben den Patres zur Erziehung zu überlassen. Nach wochenlangen, höchst mühsamen Reisen hatte P. Dunn sechs junge Dajaks zusammengebracht; allein schon nach wenigen Tagen wurden zwei derselben von ihren Eltern wieder ab-



geholt. Ein besonders bemerkenswerther Charakterzug der Dajaks ist nämlich die wechselseitige große Liebe zwischen Eltern und Kindern, und da sie keinen Begriff von dem Werth eines guten Unterrichtes haben, so bildet diese an sich sehr lobenswerthe Liebe kein geringes Hinderniß für die Erziehung. Abermals mußte also P. Dunn den Wanderstab ergreifen und in den Urwald eindringen. Ein Knabe war jetzt die Frucht seiner Anstrengungen; doch auch mit diesem wiederholte sich derselbe Vorgang, nach einer Woche schon stand sein Vater vor der Thüre und nahm ihn mit sich fort. „Auch wenn man uns die Kinder läßt“, schreibt der Apostolische Präfect, „so sind damit die Schwierigkeiten keineswegs beseitigt. Zwar gewöhnen sie sich schnell an alles und hängen uns mit großer Zuneigung an; dennoch bricht von Zeit zu Zeit die wilde Natur wieder durch; ein wahrer Aufstand erhebt sich, und mit Gewalt wollen sie in die Wälder zurück. Die kleinen Kerle brüllen dann wirklich wie junge Stiere vor Wuth, und nur mit der äußersten Mühe gelingt es, sie wieder zu beruhigen. Zehn Knaben haben wir übrigens trotz aller Hindernisse behalten und können im allgemeinen mit den Fortschritten zufrieden sein, besonders der kleine Ringtan und Thomas Nyual, welche sich beide auf ihre erste heilige Beichte und heilige Communion vorbereiten, machen uns viele Freude.“

„Dicht neben dem Schulzimmer ist unser neues Kapellchen, so zierlich geschmückt wie möglich. Den Altar überschattet ein Baldachin, dessen weiße Kaliko-Vorhänge mit rothem Flanell und gelber Seide eingefaßt sind. Das Altarbild, in schwarzem Holzrahmen mit vergoldeten Ecken, stellt die allerseligste Jungfrau dar; sechs bunt bemalte Leuchter vollenden den Altarschmuck. Rings an den Wänden hängen mehrere Bilder und unter diesen recht schöne Darstellungen der Stationen. Denken Sie sich, neulich kam unser alter Freund Api-Gibi zum Besuch hierher. Ich führte ihn gleich in die Kapelle, die er mit großer Bewunderung betrachtete. Lange saß er auf einer der Bänke und blickte den Altar an; beim Herausgehen machte er mit beiden Knien eine Kniebeugung. Aussicht auf Bekehrung ist jedoch einstweilen noch nicht vorhanden. Einer seiner Begleiter aber drückte den Wunsch aus, unterrichtet zu werden, und Api-Gibi versicherte, daß, wenn wir diesen annähmen, noch andere aus Sarib nachfolgen würden. Die Schwierigkeit besteht nur darin, daß der betreffende junge Mann verheiratet ist, und wo sollen wir seine Frau unterbringen? Hätten wir doch Schwestern für die Frauen und Mädchen!“

Dieser Wunsch des seeleneifrigen Mannes sollte erfüllt werden. Bei einem durch Geschäfte veranlaßten Aufenthalt in England im Jahre 1884 und 1885 gelang es ihm, fünf Tertiariern des hl. Franziskus aus dem Kloster von Childs Hill bei London für sein Unternehmen zu gewinnen. Freitag den 15. Mai 1885 verließen diese hochherzigen Frauen auf dem Dampfer „Breconshire“ die Heimat. Unsere Leser werden staunen, wenn wir ihnen mittheilen, was eigentlich die Hauptaufgabe dieser Schwestern ist: nichts mehr und nichts weniger, als die grauenhafte Sitte der „Kopfsjagd“ auszurotten.

In einem Vortrage, den der Apostolische Präfect von Borneo vor zwei Jahren in London hielt, kommt folgende Stelle vor: „Schon längst hätten wir der schrecklichen ‚Kopfsjagd‘ ein Ende gemacht, wenn nicht die Weiber wären.“ Ein junger Dajak nämlich, der nicht Köpfe oder doch wenigstens einen Kopf erschlagener Feinde aufweisen kann, hat fast keine Aussicht, eine Frau zu bekommen. Das Dajak-Mädchen macht die Einwilligung zur Ehe von dieser schrecklichen Mitgift abhängig, und so erklärt es sich, mit welcher Zähigkeit an dieser Morderei festgehalten wird. Also nicht so sehr die männliche Bevölke-

rung der Dajaks als vielmehr die Weiber dieser kriegerischen Stämme sind mit ein Haupthinderniß, der „Kopfsjagd“ ein Ende zu machen. Wenn nun in Zukunft den Schwestern die Erziehung der jungen Mädchen zufällt, so ist damit die Möglichkeit gegeben, aus diesen wilden Herzen das grausame Verlangen nach einer blutigen Mitgift von Menschenköpfen zu entfernen, und so werden die armen demüthigen Töchter des hl. Franziskus mit Gottes Gnade, wie zu hoffen ist, eines der größten Hindernisse für die Bekehrung der Dajaks überwinden. Kehren wir jetzt nach dieser kurzen Unterbrechung über Kopfsjagderei und ihr erhofftes baldiges Ende nach Kanowit zurück, um uns an den stetigen Fortschritten zu erfreuen, die das Christenthum dort macht.

Am Feste Mariä Himmelfahrt 1884 konnten fünf Dajak-Knaben zur ersten heiligen Communion zugelassen werden. P. Dunn gibt uns von diesem bedeutungsvollen Feste eine Beschreibung: „Zwei Tage vorher machten die Kinder Exercitien, unterdessen zierten wir unser Kapellchen aufs herrlichste, d. h. soweit unsere Mittel reichten. Der nahe Wald lieferte den Hauptschmuck; von der Decke hingen rothe Tücher als Fahnen, und trotz aller Armuth machte sich das Ganze recht hübsch. Die fünf Knaben kamen in einer kleinen Procession aus der Sacristei und knieten sich auf die bestimmten Plätze. Alle waren weiß gekleidet, mit einer großen Medaille der Unbefleckten Empfängniß auf der Brust. Nach einer kleinen Ansprache, welche ich an sie richtete, erhoben sich alle und erneuerten laut und feierlich ihre Taufgelübde. Dann begann die heilige Messe; da alle Ministranten unter den Erstcommunicanten waren, so mußte P. Keizer zu gleicher Zeit ministriren und singen. Mit großer Sammlung empfing die kleine Schaar ihren Gott und Erlöser, und auch während des übrigen Theiles des Tages erbauten sie uns sehr durch die große Eingezogenheit selbst bei den Spielen. Gegen Abend wurde der Rosenkranz gebetet und einige Muttergotteslieder gesungen, und mit dem sacramentalen Segen schloß die ganze Feier. Dieser so lange ersohnte Tag war natürlich für uns ein Tag großen Trostes. Wahrscheinlich sind diese Kinder die ersten Eingeborenen Borneo's, welche das Glück gehabt haben, unsern Herrn im heiligsten Sacramente zu empfangen. Helfen Sie beten, daß andere nachfolgen.“

„Zeben Sonntag,“ so schreibt derselbe Missionär in einem andern Briefe, „wird die Neun-Uhr-Messe von 50–60 Personen besucht. Nach der heiligen Messe ist dann bis 12 Uhr catechetischer Unterricht. Obwohl unsere Kapelle eigentlich nur für 50 Personen eingerichtet ist, so sind wir doch oft genöthigt, über 80 in derselben unterzubringen. Sie sehen, der Bau einer Kirche ist unerläßlich. Unsere Dajaks sind ganz bereit, uns das nöthige Holz herbeizuschaffen; hätten wir nur Geld! . . . Um Ihnen auch einen Begriff zu geben von den Fortschritten unserer lieben Schulkinder, schließe ich ein Briefchen ein, welches ein zwölfjähriger Dajak ganz allein geschrieben hat. Der Grund, warum er schreiben wollte, war der folgende. Er fragte mich neulich, wann ich wieder sein Heimatdorf besuchen werde. Ich antwortete, das könne erst nach langer Zeit geschehen, da ich zu viel anderes zu thun hätte. Ein Weilchen war er still, dann sagte er mit Thränen in den Augen: Ach, Pater, mein Großvater ist sehr alt und krank und noch nicht getauft. Was wird aus ihm werden, wenn er stirbt? Auch mein Vater, meine Mutter und Geschwister sind noch nicht getauft. Soll ich nicht nach Hause gehen und sie unterrichten, dann kommst du nach und taufst sie alle?“ Ich erwiderte ihm, das gehe nicht gut; aber er solle an den Apostolischen Prä-



fecten schreiben und ihn um einen eigenen Missionär für sein Heimatdorf bitten. Das that er denn auch sogleich, und sein Brief ist gewiß ein gutes Zeugniß für Kopf und Herz des jungen Dajak. Der Brief lautet folgendermaßen: Vater Jackson! Da Du jetzt in Europa bist, dem Lande, wo die guten Leute wohnen, welche uns die Missionäre schicken, so bitten wir Dich, ihnen in unserem Namen für ihre Güte zu danken. Sage ihnen, daß wir sie lieben und daß wir immerfort den großen Gott bitten werden, sie zu segnen, weil sie Mitleid mit uns gehabt und uns wahres Leben vermittelt haben. Ich wohne in der Schule von Kanowit und bin ein Christ geworden; aber in meiner Heimat zu Sarik und Lahen sind bis jetzt noch keine Missionäre, um die Leute zu unterrichten, welche alle noch nicht den wahren Gott kennen und noch immer den Teufel verehren. Wären dort Missionäre, so würden sicherlich meine Landsleute den Teufelsdienst aufgeben und den wahren Gott anbeten. Mein Herz ist sehr gedrückt, und ich werde sehr traurig, wenn ich daran denke, daß mein Vater, meine Mutter, meine Brüder und Freunde bis jetzt noch nicht wissen, wie sie Gott verehren sollen, und daß sie alle in die Hölle kommen werden, wenn sich niemand findet, sie zu unterrichten. Wenn ich genug gelernt habe, so werde ich sehr glücklich sein, den Missionären zu helfen, meine armen Landsleute zu unterrichten. O lieber Vater, sprich doch recht ernstlich mit den Bewohnern Deiner Heimat und bitte sie, meinen Landsleuten Missionäre zu schicken, damit meine armen Verwandten und Freunde das Leben erhalten und nicht zu Grunde gehen. Jeden Tag bitte ich Gott

für jene guten, freundlichen Menschen, welche Mitleid hatten mit dem elenden Zustande der armen Dajaks. Ich bitte Gott, daß er sie während des Lebens stets beschütze und daß er ihre Seelen beim Tode in sein himmlisches Reich aufnehme. Peter, Sohn des Häuptlings Lagas, Dajak von Sararang. Auch die christlichen Tugenden haben schon feste Wurzeln in den Kinderherzen geschlagen; hier ein Beispiel. Vor kurzer Zeit hatte ein Knabe einen andern durch unwillige Worte gekränkt. Doch kaum sind die unfreundlichen Worte über seine Lippen, als er sie auch schon bereut. Er läuft die Treppe hinauf, wirft sich auf die Kniee und betet einige Zeit, dann kommt er zu seinem gekränkten Spielfameraden zurück und bittet ihn in Gegenwart aller anderen kniefällig um Verzeihung."

Mit dem Anfang des Jahres 1885 und der Ankunft der Franziskanerinnen in Ruching ist der Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte der Borneo-Mission bezeichnet. Alle Stationen haben Zuwachs an Kräften erhalten, und in Folge dessen mehren sich die Bekehrungen. Gottes Segen ruht sichtbar auf dem mühevollen Werke. Hiermit wollen wir für diesmal von der Dajak-Mission auf der großen Insel des fernen Ostens Abschied nehmen. Die Fortschritte, die seit 1885 gemacht wurden, mögen den Briefen vorbehalten bleiben, in welchen die Missionäre aus Borneo uns ihre Arbeiten und Erfolge erzählen werden. Vielleicht ist das Interesse eines oder des andern Lesers rege geworden für die eifrigen Missionäre auf Borneo und ihre Schutzbefohlenen. Diese bitten wir, durch Gebet und Almosen ihr Interesse zu betheiligen.

## Ein Ausflug in das Gebiet der Hudsonsbai.

### 4. Von New-Post zu den Stromschnellen von Mattawan.

„Wenn Sie hier schon wieder den Namen Mattawan hören, dürfen Sie nicht glauben, daß ich in zwei Tagen den weiten Weg zu den früher beschriebenen Schnellen (vgl. Jahrg. 1886 S. 203 ff.) zurückgelegt habe. Hier im Lande der Algontin gibt es mehrere Orte dieses Namens, der einfach den Zusammenfluß zweier Ströme bezeichnet; canadische Reisende übersetzen den Ausdruck mit ‚Gabel‘.

Am 29. Juni verließen wir gegen  $\frac{1}{4}$  Uhr nachmittags New-Post. Rasche Ruderschläge trugen uns in wenigen Stunden über die starke Strömung 15 Meilen flussabwärts zum ‚Falle der Fischotter‘. Unter allen Katarakten, denen wir bis jetzt begegneten, ist dieser der größte. Beim Landen überfielen uns ganze Schwärme von Mücken, die uns mit ihren heftigen Stichen einen längern Aufenthalt an der unwirthlichen Küste unmöglich machten. So packten wir denn unsere Zelte, das Küchengeschätze und den Mundvorrath auf den Rücken, ließen Boot und schweres Gepäck am Ufer zurück und begannen den Abstieg.

Am folgenden Morgen errichteten wir im Zelte aus drei Koffern unsern Altar; schlanke Zweige, die wir in dem Boden befestigten, dienten als Leuchterständer. Vor dem Eingange knieten wir im Halbkreise herum, während der hochwürdigste Herr, vom Zeltuche halb unseren Blicken entzogen, das Opfer darbrachte. Geheimnißvoll erklangen die heiligen Worte. So muß es im Alten Bunde gewesen sein, wenn der Hohenpriester im Allerheiligsten vor den Herrn trat, während draußen im Vorhofe die Menge betend harrete. Zu beiden Seiten des Altars dufteten die glänzenden Waldblumen, würzige Pflanzen ließen ihren Weihrauch aufsteigen. Im Walde draußen rauschte der Wind durch Wipfel und Zweige; bald war es wie das Tönen einer mäch-

tigen Orgel, bald wie das leise Flüstern eines andächtigen Gebetes. Bei der heiligen Communion nahte ein Wilder mit seinem Weibe dem Tische des Herrn, um das Brod des Lebens, oder, wie sie in ihrer Sprache sich ausdrücken, das „Heilmittel, welches Stärke verleiht“, zu empfangen. Es war Wonnitz, der uns mit Frau und zwei kleinen Kindern von New-Post bis hierher gefolgt war, um das Glück zu haben, seine Oftern halten zu können.

An dieser Stelle erweitert sich das Flußbett bedeutend, der Wasserspiegel sinkt beträchtlich, während die Uferwände zu einer Höhe von 50–60 Fuß ansteigen. Es scheinen freilich die gewaltigen Ufer im Widerspruch zu stehen mit dem niedrigen Wasserstande, aber derselbe ist nicht immer so gering. Der Lauf des Abittibi folgt im allgemeinen der Richtung von Süd nach Nord. Wenn nun im Frühjahr der Schnee auf den Höhen schmilzt und die großen südlichen Seen ihre Schleusen öffnen, ist das Eis des nördlichen Flusses noch fest. Wächst nun der Strom an, so findet er ein Hinderniß, die Wassermasse staut sich und wird endlich unbewegbar. Die Macht des niedrigen Elementes lockert die Uferwände, Eisschollen reißen im Vereine mit entwurzelten Bäumen ganze Stücke los und treiben in wildem Durcheinander dem Meere zu. Wenn dagegen die Wasser sich beruhigt haben, und die Zeit der Trockenheit anbricht, dann sinkt der Flußspiegel, und der ehemals mächtige Strom gleitet leicht durch das weit klaffende Bett hindurch.

Duschin sorgte dafür, daß uns die Fahrt nicht zu eintönig wurde; plötzlich erklärte er mit der größten Feierlichkeit, weiter könnten wir nicht im Boote bleiben; es müsse jeder, der zu gehen im Stande sei, ans Land. Während wir, so gut es ging, uns einen Weg suchten, geleitete die Mannschaft, bis ans Knie oder bis zum Gürtel im Wasser wadend, das Boot voran.



Heute von neuem dieselben Mühseligkeiten, wie gestern. Auf einer Insel trafen wir stolze Tannen, deren Umfang unten  $8\frac{1}{2}$  Fuß betrug, jedoch bilden diese Waldbriesen hier, fern von ihrer eigentlichen Heimat, nur seltene Ausnahmen; die Fichte ist hier vorherrschend, allein auch sie nimmt immer mehr an Höhe und Stärke ab. Wenn dieser Niedergang stetig dasselbe Verhältniß beibehält, so werden bald Zwerghölzer den Forstbestand ausmachen. Die grasbedeckten Flußufer verslachten sich, und rechts und links schmiegen sich zierliche Buchten in das Land hinein. Um 6 Uhr schießt unser Canoe über die letzte Stromschnelle und schaukelt dann leicht wie eine Gondel auf den Windungen der Lagunen. Zwischen üppigen Rasenbänken gleiten wir auf den Wasserstraßen dahin; rechts und links steigen sanfte Hügel empor, bedeckt von wilden Rosen

und prächtigen Baumgruppen. Wir sind in den Kanälen des Mattawan, nachdem wir seit sieben Tagen den Abbitibi befahren.

### 5. Moose an der Hudsonsbai.

Heute Morgen um 9 Uhr sahen wir plötzlich bei der Fahrt um eine Ecke in kurzer Entfernung die Hauptstadt der Jamesbai vor uns liegen. Seit fünf Stunden geht es stromabwärts, nur von Zeit zu Zeit verzögern Felsen die Fahrt. Gegen 6 Uhr begegneten wir drei Canoes mit Eingeborenen, die stromaufwärts längs den Ufern lavirten, während ihre kleinen Wolfshunde auf dem Sande trotteten. P. Gladu sandte den Leuten einen Trompetengruß hinüber. Es war merkwürdig, wie ihre Hunde plötzlich anhielten, gegen den Wind schnüffelten, die Ohren aufrichteten, um den un-



Ober-Canada. Der Abbitibifluß.

gewohnten Tönen zu lauschen; übrigens schienen sie ein bei weitem besseres musikalisches Gehör zu haben als ihre Herren.

Eine einzige Straße, nur auf einer Seite von etwa 50 Häusern begrenzt, zieht sich das Ufer entlang: das ist Moose. Sämmtliche Wohnungen gehören der Hudsonsbai-Compagnie. Unter ihnen ragen das freundliche, zintgedeckte Haus des Herrn M. Cotter, die Episkopalikirche mit ihrem viereckigen Thürmchen und die Residenz des anglikanischen Bischofes hervor. Weiterhin erstrecken sich zahlreiche Magazine und Waarenschuppen, eine Schiffswerft und das steinerne Pulverhaus. Daran reiht sich eine Dampfägemühle; an einen sanften Abhang angelehnt, stehen ungefähr 50 weiße Zelte. Geschäftig, wie in einem Ameisenhaufen, treiben sich die Leute dazwischen umher. 15 Rähne und 2 Brigantinen wiegen sich an ihren Ankern angesichts der

jungen Stadt. Die Wimpel flattern zum Willkomm an den Masten; am Uferdamm erwartet uns unser freundlicher Hauswirth, um den hochwürdigsten Herrn bei der Landung zu begrüßen. Herr M. Cotter bekleidet unter den Beamten der Compagnie als erster Geschäftsführer eine der vorzüglichsten Stellen. Außerdem ist er noch Ober-Intendant über einen weiten District, der die Ost- und Südseite der Bai umfaßt; zudem stehen die Forts der kleinen Walfischbai, von Rupert, Albany, Martins-Fall und 20 weitere Stationen im Innern unter seiner Aufsicht. Jedoch ist der genannte Herr nicht etwa bloß Geschäftsmann, vielmehr zeigt er sich in Literatur und Wissenschaft sehr bewandert. „Sie müssen wohl ein Uebermaß von Langeweile in dieser Einsamkeit empfinden,“ fragten wir ihn gelegentlich. „Durchaus nicht,“ lautete seine Antwort, „ich habe



Bücher; zwei- oder dreimal im Jahr bringt man mir einen Koffer voll Zeitungen und Zeitschriften. Lectüre verkürzt meine Mußestunden; die Bücher sind meine Freunde; wenn der Mensch will, kann er um sich eine geistige Welt schaffen, die ihm mit ihrer Ruhe mehr Genuß und Vergnügen zu bieten im Stande ist, als das ewige Gehen und Kommen, als das hastige Getriebe der großen Welt. Zudem nimmt die Erziehung meiner Kinder in einem Lande, in dem noch die Schulen fehlen, den größten Theil des Tages in Anspruch.“ Mit der größten Zuverlässigkeit zeigte uns der Gastherr sein Besitztum. Die Insel, welche die Zwischenstation des Handels dieser Gegend birgt, mag 2½ Meilen Länge messen bei einer Breite von einer halben Meile. Ihr Hauptschmuck sind dunkle, duftige Fichten-

wälder mit einsamen, schattigen Spazierwegen. Moose selbst liegt etwa 18 Meilen vom Meere entfernt, da weiter stromabwärts das Land sich zu wenig über den Wasserspiegel erhebt, um die Gründung einer Niederlassung zu gestatten. Die Magazine fassen reiche Vorräthe von hübschem Pelzwerk in Ballen zu 5—6 Centnern. Sämmtliche Häute des Districtes werden hier aufgehäuft, um dann ihren Weg nach England anzutreten, von wo sie als Pelzmäntel, Mützen oder Fauchhandschuhe nach Montreal zu Herrn Dubuc im „Großen weißen Hund“ zurückkommen. Falls Gegenwinde oder das Eis die Schiffe am Lande hindern, bleiben die Waaren in den Kellern ein Jahr lang aufgestapelt. Alljährlich besuchen zwei Segelschiffe die Bai; während sich eines bei Moose vor Anker legt, führt das zweite den Forts



Ober-Canada. Moose an der Jamesbucht der Hudsonsbai.

von Churchill und York neue Vorräthe zu. Vierzehn Tage lang verkehren sämmtliche Boote der Niederlassung beständig zwischen den Magazinen und den Schiffen. Es ist dies die schöne Zeit für Moose, eine Zeit angestrengter Thätigkeit, reich an Freuden und Ueberfluß. Erweist sich die Schiffsladung als zu leicht, dann nehmen die Schiffe eine Menge Kiesel als Ballast in den Kielraum. Nach zweihundert Jahren werden die Weisen der Zukunft in Unkenntniß dieses geringfügigen Umstandes sich den Kopf darüber zerbrechen, wie die Kiesel von der Hudsonsbai an die Küsten von England kamen. Zur Erklärung der befremdenden Thatsache werden sie zweifelsohne eine geistreiche Theorie ersinnen.

Die Gärten prangen in voller Pracht; die verschiedenen Gemüsesorten gedeihen vorzüglich; die Stachelbeeren sind dicht behangen, und die Blumenbeete zeigen den mannigfaltigsten, glän-

zendsten Schmuck. Alljährlich erzielt unser Hauswirth eine reiche Kartoffelernte; die Gerste kommt gut voran und bringt es zur völligen Reife. Soll damit nun gesagt sein, das Land unmittelbar an der Jamesbai verspreche dem Bauer überhaupt eine lohnende Arbeit, indem es mit der Zeit ein eigentliches Culturland werde? Ich meinstheils finde die Ansicht jener kühn, welche die Frage unbedingt bejahen. Sicher bietet die Insel Moose, dank ihrer höhern Lage, bessere Aussichten für eine erfolgreiche Bebauung als die ganze Umgegend. Geseht auch, die schöne Jahreszeit hielte länger an, die Nächte wären weniger kalt und die Fröste nicht so zeitig, so stünde doch bei dem kalten, feuchten Boden, der zudem noch von häufigen Frühjahrsüberfluthungen heimgesucht wird, die Arbeit des Landwirths in keinem günstigen Verhältniß zu dem Ertragnisse. Für Vieh-



sucht ist das Land dagegen wie geschaffen. Die Compagnie besitzt auch thatsächlich einen schönen Bestand von Hausthieren; zwei Inseln vor Moose tragen daher den Namen Kälber- und Schweine-Insel. Letztere liefert jahraus jahrein mehrere hundert Stück in die Pödelanstalten der Forts. Die Stiere bilden eine kräftige Rasse, die Pferde sind ein stolzer, prächtiger Schlag; etwa hundert Milchkühe liefern eine ausgezeichnete Butter. Zur Winterfütterung nimmt man das wilde, saftige Heu, welches auf den weiten Prairien und an den Ufern der Bai wächst.

Im Juli und August wird es zur Zeit der Ebbe geschnitten und sofort auf Rähnen ans Land zum Trocknen gebracht. Wollte man gegenwärtig die Viehzucht in noch größerem Maßstabe betreiben, so dürfte sich bald ein drückender Futtermangel fühlbar machen. Sie sehen, die ganze Frage harret noch einer endgiltigen Lösung. Ich für mich bin der Ansicht, daß in hundert Jahren der Küstenstrich an der Hudsonsbai eine mäßige, an Strapazen gewöhnte canadische Bevölkerung, die genug Chakraft und Entschlossenheit mitbringt, zu ernähren im Stande sein wird.

## Nachrichten aus den Missionen.

### Westafrika.

**Apostol. Präfectur Simbabwe.** Als wir das letzte Mal über die Mission der Väter vom Heiligen Geist unter den Amboßas-Negern im Südwesten Afrika's berichteten, hatten wir einen Aufstand zu melden, dem zwei Missionäre zum Opfer gefallen waren (vgl. Jahrg. 1886 S. 67). Um so mehr freuen wir uns, heute bessere Nachrichten aus jener schwierigen Mission mittheilen zu können. P. Lecomte schrieb aus Kassinga oder Mpala-Jakola im Januar 1887 an seinen Apostol. Präfecten, P. Duparquet, den folgenden Brief:

„Es ist nun ein Jahr, seit ich in die Mission der Amboßas zurückgekehrt bin, und immer mehr danke ich der göttlichen Vorsehung, daß sie mich für diese interessante Mission bestimmt hat. Ich will Ihnen heute in aller Einfachheit meine bescheidenen Arbeiten, Tröstungen und Hoffnungen erzählen.

In unserer neuen Mission besteht die Missionsarbeit zunächst darin, mit den Eingeborenen bekannt zu werden, sie zu studiren und ihre Sprache zu erlernen. So habe ich schon bei meinem ersten Aufenthalte unter den Amboßas alle ihre Dörfer besucht. Manche Häuptlinge waren mir übrigens zuvorgekommen, hatten mich in meiner Wohnung besucht und mir ihre Empfangsgeschenke gebracht: der eine ein Huhn, der andere ein Dükend Maiskolben oder ein Körbchen Mehl. Der Anstand verlangte also, daß ich ihnen ihre Höflichkeit vergalt; dann suchte ich diejenigen auf, welche entweder wegen zu großer Entfernung oder aus anderen Gründen nicht zu mir gekommen waren. Zwei Tage verwendete ich auf meine Rundreise und kenne nun die Verhältnisse dieses Völkchens ziemlich genau.

Joseph Raili, ein Eingeborener, der in einem Kriege aus Ukuanjama als Sklave erbeutet und später von P. Hegan freigekauft worden war, begleitete mich. Ueberall empfing man mich freundlich; überall bewirthete man mich mit Bier (Kapota oder Uala), Honigwasser (Wingundon), gekochtem Mais, Hühnern u. s. w. Jedermann wollte mich wenigstens einen Tag in seiner Hütte beherbergen und ließ mich nur mit dem Versprechen ziehen, daß ich wiederkommen werde. Ich liebe ihr gutmüthiges, zutrauliches Wesen; die Kinder und Weiber hatten freilich etwas Angst; denn manche von ihnen sahen einen Weißen zum erstenmale. Ich gab mir Mühe, alles sorgfältig zu vermeiden, was sie erschrecken konnte, und suchte das Zutrauen der Neger mehr durch freundliche und sanfte Worte als durch Geschenke zu gewinnen, und es gelang mir recht gut. Wie ich hörte, sagten sie von mir: „Er liebt die Leute“, „er ist leutselig“, und der Name „Condo“ (so hatten sie meinen Namen Lecomte umgetauft) war bald im ganzen Ländchen bekannt.

Unter den Häuptlingen fiel mir einer durch sein intelligentes

und vornehmes Wesen auf. Es war Muene Tschamba, der vor zwei Jahren seine ganze Schlaubeit aufgeboden hatte, um Ew. Hochwürden auf seinem Gebiete festzuhalten. Trotz seiner Gewaltthätigkeit hat er doch in seinem Charakter etwas Großes, aus dem ich gerne Vortheil ziehen möchte; denn er besitzt einen bedeutenden Einfluß. Ich behandelte ihn deshalb als meinen Freund; wie er mich mit Achtung aufnahm, so erzeigte auch ich ihm wiederum besondere Aufmerksamkeit. Bald hieß es im ganzen Lande, Tschamba sei mein Freund. Die Leute seines Dorfes nahmen mich jedesmal mit Freude auf. Die Kinder gewöhnten sich an mich, und weit entfernt, zu fliehen, umringten sie mich mit Jubel. Oft rebeten wir von ernstern Dingen, von der Religion. Tschamba unterrichtete mich über die Gewohnheiten und den Glauben seiner Landsleute. Ich stellte ihm die Missionäre vor und erklärte ihm den Zweck ihres Unternehmens. Allgemein äußerte man den Wunsch, unterrichtet zu werden, und versprach, die Kinder in unsere Schule zu schicken. So ist es mir gelungen, ein Dorf zu gewinnen, und auf gleiche Art hoffe ich auch anderswo Furcht und Mißtrauen zu besiegen. Als ich nach den traurigen Ereignissen, welche die Vernichtung der Mission von Ukuanjama zur Folge hatten, mit P. Gónis Ende December zu den Amboßas zurückkehrte, konnte sich mein Mitbruder über die Freude, welche unsere Rückkehr allerorts hervorrief, nicht genug wundern. Tschamba begegnete uns unterwegs und begrüßte uns herzlich.

Während des halben Jahres, welches wir auf unserer früheren Station Kinuanguombe zuzubringen hatten, verlegte ich mich voll Eifer auf das Studium der Landessprache. Der alte Elephantenjäger Andreas da Cruz hat seinen Sohn Kafele, einen prächtigen jungen Menschen von etwa 15 Jahren, der Mission überlassen. Derselbe radebrecht etwas Portugiesisch und konnte mir bei Erlernung der Landessprache große Dienste leisten. Er ist ein bescheidener und frommer Jüngling; bei der Taufe wünschte er den Namen Franz Xaver; er hat auch bereits die erste heilige Communion empfangen und zeigt ein musterhaftes Betragen. Leider ist seine Gesundheit nicht die beste. Wenn ihn uns der liebe Gott nicht nimmt, so hoffe ich von dieser Erstlingsfrucht der Mission unter den Amboßas ausgezeichnete Hilfe. Jedenfalls wird sein Beispiel unter den jungen Leuten Gutes wirken; sie bewundern ihn und beneiden sein Glück, das sie später zu theilen hoffen.

Man darf den Eingeborenen gerade ihres scheuen Wesens wegen nicht zu viel trauen. Man weiß nicht so bald, was man an ihnen hat. Nach dem ersten Eindruck möchte man sie für Heilige halten; sie hören so aufmerksam zu, setzen eine so gläubige Miene auf, versprechen alles — und spotten vielleicht hinter unserm Rücken über uns. Da ist z. B. mein Freund Tschamba. Wenn man ihn reden hört, so meint man, er brenne



vor Begierde nach der Taufe. „Wenn man getauft sein will, sage ich zu ihm, so muß man erst unterrichtet sein.“ — „Unterrichte mich also,“ antwortet er. — „Ich fürchte, dazu eure Sprache noch nicht genug zu kennen.“ — „Aber ich verstehe dich ja ganz gut.“ — „Ferner muß man, wenn man getauft sein will, den Vorsatz haben, nichts Böses mehr zu thun.“ — „Was hast du mich denn Böses thun sehen? Ich begehe keine Sünde.“ — „Man darf an keinen Fetisch und an kein abergläubisches Mittel mehr glauben.“ — „Ich glaube nicht daran.“ — „Man darf aber auch nur eine einzige Frau haben, und du hast vier!“ — „Ich bin bereit, drei davonzujagen.“ — „Was hilft mir das für, daß du Wort hältst?“ — „Traust du mir noch immer nicht?“ — Das wollte ich ihm nicht gerne sagen; ich erklärte ihm also, daß ich ihn freilich kenne, daß aber meine Oberen, denen seine Tugenden unbekannt seien, mich tadeln, ja vielleicht aus der Mission abberufen würden, wenn ich mit der Taufe so rasch bei der Hand wäre. Mit dieser Begründung gab er sich zufrieden und heiratete 14 Tage später eine fünfte Frau. Als ich ihn darüber zur Rede stellte, sagte er, er sei ja noch nicht getauft; wenn er einmal getauft sei, werde er nichts Böses mehr thun. Sie sehen daraus, wie gefährlich es wäre, wenn man sich mit der Taufe der Erwachsenen zu sehr beeilen wollte. Wir sind in diesem Punkte äußerst streng. Wenn wir einmal ein kleines Christendorf haben, dann können wir auch an die Befehrer der Erwachsenen denken und nach jahrelanger Prüfung die eifrigeren zur Taufe zulassen.

Ein großes Hinderniß, das uns hier im Wege steht, ist der Mangel an Familieninn und die entwürdigte Stellung der Frauen. Die Vielweiberei ist zwar eingeschränkt, aber Ehescheidungen sind an der Tagesordnung. Das Weib ist nur eine Sache, über welche entweder der Mann oder die Eltern frei verfügen. Für unsere Knaben werden wir unter den eingeborenen Mädchen Frauen finden; Tschamba hat seine Tochter angeboten. Allein wir zaudern noch, weil wir Scheidungen und von den Eltern später andere Schwierigkeiten fürchten.

Ein besonderes Augenmerk wende ich den kranken Kindern zu, damit mir keines ohne die Taufe sterbe. Neulich taufte ich zwei feierlich; die Eltern brachten uns dieselben in die Kirche. Der Knabe heißt Joseph und lebt noch; die Eltern haben mir fest versprochen, uns denselben zu überlassen, wenn er größer sein wird. Das Mädchen Maria war ein Kind Tschamba's; es starb wenige Tage später an einem Scorpionstich. Sobald dasselbe in Gefahr schwebte, rief mich Tschamba unverzüglich, und als das Kind gestorben war, bat er mich sofort, die Ceremonien für ein christliches Begräbniß desselben anzuordnen. Wir hüllten die kleine Leiche in Leinwand und trugen sie nach der Mission, wo wir sie in Gegenwart einer großen Zuschauermenge genau nach dem Gebrauche der katholischen Kirche beisehten. Ich hatte verboten, den Zauberer zuzulassen, der sonst zu untersuchen pflegt, ob der Tod nicht etwa die Wirkung eines Zaubers gewesen sei. Man beobachtete mein Gebot, und das war das erste Mal, daß kein Zauberer die sonst übliche Untersuchung vornahm, obgleich der Fall in den Augen der Neger sehr verdächtig schien, indem der Biß eines Scorpions sonst ganz gewöhnlich der Zauberei zugeschrieben wird. Auch wurde beim Begräbniß kein Schuß abgegeben, obgleich ich das nicht verboten hatte, noch wurde ein Ochse geschlachtet, um die Seele des Kindes zu sühnen; denn ich hatte feierlich erklärt, seine Seele sei geraden Weges in den Himmel gegangen. Der Vorfall hat unter der Bevölkerung einen großen Eindruck hervorgebracht.

Im September unternahm ich einen Ausflug nach Ukwango; die Bevölkerung jener Gegend macht einen bessern Eindruck; sie ist zahlreich und würde mehrere Missionäre beschäftigen. Man hätte mich dort gerne zurückbehalten, und ich mußte versprechen, im nächsten Jahre wiederzukommen. Leider können wir mit den augenblicklichen Hilfsmitteln kaum an die Gründung neuer Stationen denken. Ich vertraue, daß uns der liebe Gott im rechten Augenblicke zu Hilfe kommen wird; es ist ja seine Sache, um die es sich handelt.“

### Britisch-Nordamerika.

**Apostol. Vicariat Athabaska-Waskenzie.** Wohl kaum eine Mission ist so reich an Mühsalen und Entbehrungen, wie diejenigen der Oblaten im Norden von Canada. Unsere Leser kennen dieselben schon aus vielen Schilderungen; nichtsdestoweniger werden sie auch den folgenden Bericht des hochw. P. Corre, der in seiner Einsamkeit so ergreifend zum Herzen spricht, mit Interesse lesen und vielleicht den Entschluß fassen, den nothleidenden Missionären hilfreich beizuspringen. P. Corre schreibt aus der Mission der Vorsehung (Providence) am Nordufer des Großen Sklavensees:

„Welche Freude für uns, wenn ein Brief aus der Heimat eintrifft! Das ist ein seltenes Ereigniß. Die Post wird in diesen nördlichen Gegenden durch Hundeschlitten besorgt, welche von einer Station der Hudsonsbai-Gesellschaft zur andern neue Bepannung erhalten. Nur zweimal fährt diese Post während unseres langen Winters von sieben Monaten. Ueberdies sind im letzten Winter durch außerordentliche Kälte und Hunger die Hunde zum großen Theile umgekommen, obschon sie sonst an Frost und schmale Bissen gewöhnt sind. Auch lag der Schnee so tief, daß alle Wege versperrt waren. Uebrigens hat diese Schneemasse auch ihr Gutes; sie ermöglicht es den Indianern, das Wildpret zu verfolgen und zu erlegen, welches im Schnee sehr bald ermüdet.“

Die Indianerlager sind am Rande der Steppe und an den Bergen hin weit und breit gestreut. Wenn ihnen die Jagd keine Beute liefert, was oft vorkommt, so steigen sie halbhungrig an das Ufer der Seen herab, um zu fischen. Es ist nichts Seltenes, und ich habe es selbst gesehen, daß sie vor Hunger die Felle ihrer Fußbekleidung und das Riemenzeug des Hundegeshirres fressen und verzehren. Dieses Jahr hatten sie aber eine reiche Jagd an Hasen und Luchsen; täglich sah ich die Indianer unserer Nachbarschaft mit vielen dieser Thiere, welche sie in Schlingen erdrosselten, nach Hause kommen. Man glaube jedoch nicht, daß dieser Polarhase ein so schmackhaftes Fleisch wie der gewöhnliche Hase habe; man genießt ihn hier nur vom Hunger gezwungen, so mager ist er und so unangenehm ist der Geschmack. Man zieht ihm selbst Fische vor, welche im Herbst gefangen wurden und den ganzen Winter auf Eis gelegen haben, und ich kann Sie versichern, daß diese keine Leckerbissen mehr sind. Doch werden diese Fische von unsern Kindern mit dem größten Appetit verspeist; die enorme Kälte von mehr als 40 Grad unter Null zwingt zu einer tüchtigen Mahlzeit. Wir haben jetzt (Ende März) noch etwa 3000 solcher Fische übrig von 11000, welche wir letzten Herbst auf das Eis legten; das wird gerade ausreichen bis zum Juni, wo nach dem Eisgange die Fischerei wieder möglich sein wird. Durchschnittlich brauchen wir für uns, die Kinder und unsere 15 Schlittenhunde täglich 60 Fische.

Sie fragen mich, ob sich unser Missionswerk auf die Schule



und das Waisenhaus beschränke und ob wir uns nicht mit der Verkündigung des Evangeliums bei den Wilden befassen. Gewiß, das ist unser Hauptzweck, hier sowohl wie in allen übrigen Missionsstationen im Norden. Leider haben wir es aber hier mit einem Stamme zu thun, der für das Uebernatürliche wenig empfänglich ist. Es sind die Sklaven-Indianer, so genannt, weil sie früher, als die blutigen Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen wütheten, lange Zeit in Sklaverei lebten. Das hat ihre Spannkraft ungemein gelähmt und ihren sittlichen Charakter geschädigt. Dennoch sind sie für die Predigt des Evangeliums nicht taub. Sie sind alle getauft und haben den verlockenden Anerbietungen protestantischer Sendlinge entschieden Widerstand geleistet. Auch der Gleichgültigste unter ihnen läßt bei Todesgefahr den Priester rufen. Was der Arbeit des Missionärs am meisten Schwierigkeiten bereitet, ist der tausendfältige Aberglaube, von dem sie überoll sind. Sie glauben an eine Art Seelenwanderung. Keulich ist einer der besten Greise des Stammes, die „kleine Möve“, gestorben; er hatte nie eine auch noch so lange Reise gescheut, selbst im Winter nicht, wenn es galt, uns ein kleines Kind zur Taufe zu bringen.

Nun gut, jetzt glauben die Wilden, er sei in ein Elenthier verwandelt. Ein Elenthier lief nämlich an seinem Grabe vorbei, und das soll nun die Seele des Verstorbenen verschluckt haben!

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen beim Lichte eines elenden Thranlämpchens, das Sie nicht ohne Mitleid sehen könnten. Wir müssen eben unsere kleine Zahl Kerzen für unsere Kirchenfeste aufsparen. Diese Feste mitten in der nordischen Wüste sind unser Trost, trotz der geringen Pracht, die wir entfalten können und trotzdem nur die schlichten Gefänge unserer Kinder sie verherrlichen. Außer den beiden kleinen Klostergemeinden der Missionäre und der Schwestern nehmen unsere Kinder, 36 an der Zahl, und eine Anzahl katholischer Wessitzensfamilien von Angestellten der Hudsons-Bai-Gesellschaft daran theil. Die Wilden kommen nur im Winter in unsere Nähe. Da verwirklicht sich das Wort des Propheten, daß „dem Herrn bis an die Enden der Erde ein reines und unbeflecktes Speiseopfer dargebracht werden soll“. Wir haben einen Altar, eine Hostie, eine kleine Ehrenwache unseres Herrn — da hört die Wüste auf, ein Ort der Verbannung zu sein; denn wo Jesus wohnt, ist auch die Heimat seiner Kinder!“

## Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Von M. F. Luzern	20.—
„Gott segne es“	10.—
„Gott, merk' auf meine Hüfe“	10.—
„Gott segne es“	10.—
Von M.	—30
Von B. B., durch die Stranzfelder'sche Buchhandlung in Augsburg	4.—
Für die Mission in Tongking:	
Durch die „Christl. Abendruhe“ in Solothurn	261.60
Von Fr. Louis Mauret in Sessano	161.63
Von Dr. Fr. St. Graz	162.40
Von G. B. in Th.	20.—
Von Stehl	100.—
Von R. A. B. D.	5.—
Von L. S.	20.—
Für die Missionen in Japan, Annam und China:	
Vom „Sendboten“ in Cincinnati, D.	41.—
Durch das „Westfäl. Volksblatt“ in Paderborn	93.55
Für die orientalischen Missionen:	
Durch Pfr. Blatte in Wülheim	100.—
Vom „Sendboten“ in Cincinnati, D.	12.30
Für die Missionen in Palästina:	
Von Robert Seidler in Toledo, D.	1230.—
Für nothleidende Missionspriester zur Verfolgung von hl. Messen:	
Durch G. D. in Neuburg a. D.	10.—
Durch Pfr. Guthmacher in Hart	16.—
Von J. a. B.	4.64

	Mark.
Durch J. B. Köhner, Kaplan in Bamberg	64.—
Durch Karl Krüd, Coop. in Regensburg	25.—
„Gott, merk' auf meine Hüfe“	10.—
Von B. von G. in Darmstadt	50.—
„Papalino“	14.—
Für die Missionen in Afrika:	
Von J. G. (für Merianth)	1000.35
Von P. Dr. Thomas Bauer in Weiten	83.—
„Gott, merk' auf meine Hüfe“	10.—
Vom „Sendboten“ in Cincinnati, D.	20.50
Von J. in Dintelsbühl	5.—
Für die Mission auf den Südpazifischen Inseln:	
Von Ferd. Banisch, Domdechant in Brunn	19.54
Von J. in Dintelsbühl	10.—
Von B. Bartol, Pfarrer in Unterferri, Krain	32.57
Von Pfr. Straub in Oberstaden	20.—
Von Niederbayer	20.—
Für das Kloster in Marienfeld, Texas (Nordamerika):	
Von München	400.—
Für die nordischen Missionen:	
Vom „Sendboten“ in Cincinnati, D.	71.75
Für den Missionsverein:	
Von Pfr. Antzifer in Gwattingen	25.—
Für den Kindbitt-Jesu-Verein:	
In honorem SS. Cordis Jesu*	200.—
Von Beneficiat Hagenochel in Roththalwieser	50.—
Durch Oberkaplan Grant in Kaitior	51.27
Vom „Sendboten“ in Cincinnati, D.	24.60
Von Coop. Sell in Osterhofen	14.—

	Mark.
Für den Bonifacius-Verein:	
Von Freiherr von B. in Berlin	2.—
Durch Oberkaplan Grant in Kaitior	23.50
Durch P. Petrus O. Cap. in Burghausen	45.—
„Papalino“	4.50
Für den Franziskus-Xaverius-Verein:	
Von Trier	6.—
„Papalino“	7.50
Für Postauf und Unterhalt von Geiern:	
In honorem SS. Cordis Jesu*	200.—
Von Großalben	42.—
Von Niederbayer	20.—
Von Bärlich	20.—
Von Kaplan Baier in Ellwangen	21.—
Von Frau Ob.-Reg.-Rath Frank in Biegnitz	21.—
Von Th. Sommer, Lehrer in Altenborn	21.—
Von Freising: „In honorem S. Simonis Ap.“	39.—
Für Postauf und Unterhalt von Regierkindern:	
In honorem SS. Cordis Jesu*	200.—
Pro Papa:	
Von Stehl	40.—
Durch Oberkaplan Grant in Kaitior	6.70
„Papalino“	6.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von Gießen (für Brasilien)	230.—
Von St. A. B. D.	7.—
Von P. Benjaminsen in Cleveland, D.	1.—
Von G. J. G.	6.—

## Danksagung und Bitte.

Auch zum Schlusse dieses Jahres haben wir unsern Lesern den herzlichsten Dank für die thatkräftige Liebe auszusprechen, welche sie durch Gebet und Almosen dem Werke der Glaubensverbreitung wiederum gewidmet haben. Nicht weniger als

**81 936 Mark 74 Pfennig**

sind uns im gegenwärtigen Jahre für die Bedürfnisse der verschiedenen Missionen zur Verfügung gestellt worden. Die Summe der seit Gründung dieser Zeitschrift durch uns beförderten Missionsalmosen beläuft sich damit auf

**927 226 Mark 6 Pfennig.**

Gewiß ein glänzendes Zeugniß für die Opferwilligkeit des katholischen Volkes, das trotz der großen und berechtigten Ansprüche, welche

Noth und Elend unablässig in nächster Nähe erheben, stets ein Scherlein für die noch größere Noth derjenigen übrig hat, welche in „Finsterniß und im Schatten des Todes sitzen“. Es ist aber auch kein Almosen dem Herrn Jesu angenehmer als das Almosen zur Rettung aus geistiger Noth, zur Rettung der unsterblichen Seelen, für welche sein kostbares Blut am Kreuze geflossen ist. Getrost wiederholen wir deshalb unsern Lesern die Bitte, in ihrem Gebetsseifer für die Glaubensboten, in ihrem Opferstimm für die Missionen nicht nachzulassen, überzeugt, daß sie dadurch ihrer Dankbarkeit für die Gnade des Glaubens den schönsten Ausdruck geben und des reichsten Lohnes von der Hand desjenigen gewärtig sein dürfen, der gesagt hat: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan.“

Die Redaction.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **F. J. Sutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg (Baden). — Redactionschluss und Ausgabe: 15. November 1887.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.